

Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V.

Jahrbuch 1

1984/85

Verlag Regensburg Münster

Das Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.
wird herausgegeben vom Vorstand

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch namhafte Spenden
der Stadtparkasse Münster,
der Westdeutschen Landesbank,
der Westdeutschen Genossenschafts-Zentralbank,
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe,
des Westfälisch-Lippischen Sparkassen- und Giroverbandes,
der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Kulturarbeit e. V.
sowie der Sparkasse der Stadt Ahlen

Redaktion dieses Jahrbuches:
Rainer Schepper und Dr. Hans Taubken
in Zusammenarbeit mit
Dr. Siegfried Kessemeier, Dr. Helmut Müller und Dr. Robert Peters

Anschrift der Redaktion:
Dr. Hans Taubken
Magdalenenstraße 5
4400 Münster

Umschlagbild:
Bronzebüste Augustin Wibbelts von Achilles Moortgat
Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster
Foto: Rudolf Wakonigg

ISBN 3-7923-0527-5

© 1985, Augustin Wibbelt-Gesellschaft, Münster
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und
des Übersetzens, vorbehalten.
Gesamtherstellung: Verlag Regensberg, Münster

INHALT

Zum Geleit	7
Ulf Bichel: Erreichbare und erwünschte Ausgaben der Werke von Augustin Wibbelt	9
Rainer Schepper: Das Werk Augustin Wibbelts in Literaturkritik, Literaturwissenschaft und Literaturgeschichtsschreibung. Ein Beitrag zur Rezeptionsforschung	16
Carin Gentner: De Wallfohrt nao Telligt. Zu einem wiederentdeckten Achtermann-Gedicht Augustin Wibbelts	43
Jürgen Hein: Zu neuen Gedichten von Norbert Johannimloh und Siegfried Kessemeier	57
Cornelia Fieker: Aloys Terbille – ein mutiger Mahner. Portrait eines neuen Autors niederdeutscher Texte	67
Helmut Müller: Mundart und Heraldik	75

MISZELLEN

Rainer Schepper: Der Name Augustin Wibbelts im öffentlichen Bewußtsein	79
Rainer Schepper: Wibbelt-Schallplatten	82
Wilderich Graf von Schall-Riaucour: Die Rüschaus-Abende	84

BUCHBESPRECHUNGEN

Heinrich Kröger: Rainer Schepper, In treuer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Augustin Wibbelt und Erich Nörrenberg. Münster 1983.	85
Ulrich Weber: Ludger Kremer, Mundart im Westmünsterland. Borken 1983.	86

AUS DER GESELLSCHAFT

Bericht über die 1. Mitgliederversammlung	90
Mitteilungen aus Vorstand und Beirat	93
Satzung	94
Mitgliederverzeichnis	100
Mitarbeiter dieses Jahrbuchs	104
Fotonachweis	104

Zu neuen Gedichten

von Norbert Johannimloh und Siegfried Kessemeier

Innerhalb weniger Jahre erschienen zwei Werke zur modernen Dialektlyrik, die nach Kriterien der Wertung suchen, jedenfalls die eigenen Qualitäten von Gedichten in Mundart sowie deren Kontinuität und Wandel hervorheben.¹ Die Problematik von Beschreibungs- und Einordnungsversuchen wird dort deutlich, wo Parallelen zur hochsprachlichen modernen Lyrik gezogen werden, wenn einerseits etwa Norbert Johannimlohs Lyrik auf dem Hintergrund der Gedichte von Gottfried Benn und Bertolt Brecht betrachtet oder Siegfried Kessemeiers Nähe zu Texten der „Konkreten Poesie“ hervorgehoben wird², man andererseits aber die „Echtheit“ des Dialektgedichts in seiner „Sprachreinheit“ sieht.³ Mit Ulf Bichel sei die „Behelfsmäßigkeit gewisser Untersuchungskriterien“ zugestanden⁴, doch ist es offensichtlich die Crux der Interpretation und Wertung von Dialektgedichten, daß sie einerseits an den – auch nicht so klaren – Kriterien hochsprachlicher Lyrik gemessen werden, andererseits ihre ‚Unübersetzbarkeit‘, ihr Eigenleben in der Welt des Dialekts mit seinen ganz anderen ästhetischen und kommunikativen Möglichkeiten beweisen müssen.⁵ Dies Problem wird auch in den Laudationes, Analysen und Interpretationen der beiden Klaus-Groth-Preisträger Norbert Johannimloh und Siegfried Kessemeier deutlich.⁶

¹ Vgl. Fernand Hoffmann / Josef Berlinger: *Die Neue Deutsche Mundartdichtung. Tendenzen und Autoren, dargestellt am Beispiel der Lyrik*. Hildesheim, New York 1978 (Germanist. Studien und Texte 5). – Josef Berlinger: *Das zeitgenössische deutsche Dialektgedicht. Zur Theorie und Praxis der deutschsprachigen Dialektlyrik 1950–1980*. Frankfurt/M., Bern, New York 1983 (Regensburger Beitr. z. dt. Sprach- und Literaturwiss. 23).

² Vgl. die in Anm. 6 genannten Arbeiten.

³ Vgl. Berlinger, S. 209–258 und die Rezension von Ulf Bichel in: *Quickborn* 74 (1984) S. 109f.

⁴ Bichel (Anm. 3), S. 110. Vgl. auch Mechthild Rausch: *Vorläufige Überlegungen zum literarischen Gebrauch des Plattdeutschen*. In: *Quickborn* 64 (1974) S. 41–44.

⁵ Vgl. allgemein Jürgen Hein: *Darstellung des Dialektsprechers in der neueren deutschen Dichtung*. In: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Zweiter Halbband. Berlin, New York 1983, S. 1624–1636. – Vgl. im selben Band die Artikel von Walter Haas: *Dialekt als Sprache literarischer Werke*, S. 1637–1651, und Hans-Rüdiger Fluck: *Neuere deutsche Mundartdichtung. Formen, Programme, Perspektiven*, S. 1651–1666.

⁶ Vgl. Jochen Schütt: *Bemerkungen zur modernen niederdeutschen Lyrik: Vier Beispiele*. In: Fritz Reuter Gedenkschrift. Hrsg. von Heinz C. Christiansen. Amsterdam 1975 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 18), S. 189–210. – Hoffmann/Berlinger (Anm. 1), S. 294 ff., 312 ff. und 318 ff.

Zur Lyrik Norbert Johannimlohs:

Stiftung FVS zu Hamburg. *Niederdeutsche Preise* 1963. Hamburg 1963 (Laudatio von Siegbert Pohl).

Norbert Johannimloh: *En Handvöll Rügen*. Emsdetten 1963 (Nachwort von Konrad Hansen).

Rainer Schepper: *Norbert Johannimloh. Wesensmerkmale seines lyrischen Schaffens*. In: *Quickborn* 53 (1963) S. 80–87.

Norbert Johannimloh: *Dunkle Täiken. Gedichte in westfälischer Mundart*. Schallplatte. Verlag Schuster, Leer 1973 (Aufn. 17. 6. 1971). Über die Schwierigkeit, Wirklichkeit in die Literatur zu überführen. M. Töteberg sprach mit Norbert Johannimloh. In: *Quickborn* 66 (1976) S. 55–61.

Jochen Schütt: *Dat geiht birgaff mit de Welt. Bemerkungen zu einer neuen Gedichtsammlung von Norbert Johannimloh*. Manuskript WDR-Hörfunk, 24. 5. 1979.

Norbert Johannimloh hat sich zu den möglichen Beeinflussungen durch niederdeutsche und hochdeutsche Autoren geäußert und auf noch nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten des Dialekts hingewiesen. Dabei nennt er auch Siegfried Kessemeier, der erst in Kontakt mit „Konkreter Poesie“ gekommen sei, nachdem er seine Gedichte veröffentlicht hatte.⁷ Das eigenständige Entstehen der neuen Formen und Sageweisen aus dem Dialekt selbst heraus ist ein wesentliches Kriterium der Qualität, wobei auch zwischen Autoren unterschieden werden muß, die ‚nur‘ in der Mundart aufgewachsen sind und solchen, die von vornherein ‚zweisprachig‘ gesprochen und geschrieben haben und z. T. das Schreiben in der Mundart wiederentdeckten.⁸

Josef Berlinger nennt in seiner Dissertation als Kriterien u. a. sprachliche („Echtheit“, „Stimmigkeit“), ästhetische („Themengemäßheit“, „Bildlichkeit“, „Klangfülle“, „Originalität“) und außerästhetische („Humanität“, „Ideologiekritik“, „Heimatverbundenheit“, „Belehrung“, „Unterhaltung“), wobei einige – vom Autor selbst eingestanden – fragwürdig sind, andere zu sehr von der hochsprachlichen Poetik abgeleitet wurden.⁹ Lassen wir die theoretischen Erörterungen und machen den Versuch, die neuen Texte von Johannimloh und Kessemeier allererst zu beschreiben. Sodann wäre es reizvoll, den möglichen Wandel zu untersuchen, immerhin liegen seit Johannimlohs „En Handvöll Rügen“ (1963) zwanzig Jahre und Kessemeiers „gloipe inner dör“ (1971) mehr als zehn Jahre zurück.¹⁰ Die hier ausgewählten Texte sind in den letzten Jahren entstanden.

Daß Johannimloh eigene Wege in der plattdeutschen Literatursprache geht, seine Texte in fruchtbarer Wechselbeziehung zur modernen Literatursprache stehen, ist mehrfach hervorgehoben worden. Der Dialekt ist bei ihm wie bei Kessemeier kein auswechselbares ‚Sprachkleid‘, sondern entwickelt seine ‚Modernität‘, seine poetische Leistung aus seinen eigenen Möglichkeiten, die es zu entdecken gilt. Wie problematisch, und z. T. das Verständnis mehr verstellend als erhellend, Äußerungen und Festlegungen sein können, besonders wenn sie fast abschließend werten, belegt folgendes Zitat von Hoffmann/Berlinger: „Norbert Johannimloh hat seit ‚En Handvöll Rügen‘ keinen Lyrikband mehr veröffentlicht. Das kommt nicht von ungefähr. Er ist in seiner völlig aus dem Bild lebenden lyrischen Diktion an die Grenzen des Sagbaren vorgestoßen. Die eine allzu große Direktheit fordernde politische und gesellschaftskritische Aussage liegt ihm nicht und auch das die Sprache als Material benutzende Sprachexperiment in der Nähe der konkreten Poesie ist nicht seine Sache. Kein Wunder, daß er von der Lyrik ins Hörspiel auswich.“¹¹

Zur Lyrik Siegfried Kessemeiers:

Siegfried Kessemeier: gloipe inner dör. gedichte in sauerländischer mundart. Leer 1971 (Nachwort von Jürgen P. Wallmann).

ders.: üewer diän, üewer dat, üewer dai. texte in sauerländischer mundart. Schallplatte. Verlag Schuster, Leer 1972 (Aufn. 3. 10. 1970).

Rudi Schnell: Moderne niederdeutsche Lyrik. Bemerkungen zu Texten Siegfried Kessemeiers. In: Festschrift für Gerhard Cordes zum 65. Geburtstag. Bd. 1. Neumünster 1973, S. 177–185.

Stiftung FVS zu Hamburg. Verleihung des Klaus-Groth-Preises 1975 an Dr. Siegfried Kessemeier. Hamburg 1975 (Laudatio von Heinz Werner Pohl; Ansprache von Siegfried Kessemeier).

Siegfried Kessemeier: genk goiht. gedichte in sauerländischer mundart, Münster 1977.

⁷ Vgl. Interview mit Johannimloh (Anm. 6), S. 56 und Ansprache von Kessemeier (Anm. 6), S. 33f.

⁸ Ebd., S. 57 und Kessemeier, S. 33f.

⁹ Vgl. Berlinger (Anm. 1), S. 209–258.

¹⁰ Ansätze dazu finden sich in der in Anm. 6 genannten Literatur.

¹¹ Hoffmann/Berlinger (Anm. 1), S. 324.

Johannimloh ist keineswegs ins Hörspiel ausgewichen, in dem er ja auch neue Wege beschritt¹², auch ist sein Erzählband „Appelbaumchaussee, Geschichten vom Groß- und starkwerden“ (1983) nicht als Rückzug aus der Mundart zu bewerten, eher als „Höhepunkt einer konsequenten und kontinuierlichen Entwicklung“; ob freilich seine Geschichten „in den Mundartgedichten wie auch in den hochdeutschen im Kern schon enthalten, und die Hörspiele (. . .) eine Vorstufe“ seien, müßte genauer untersucht werden.¹³

Eine kleine Auswahl neuer Gedichte von Norbert Johannimloh mag zeigen, wo seine Lyrik steht:

OASE

En witt Blatt Papeier:
Wöiste aohne Rügen un Dau.

En pa Reigen druppsettet,
un gleiks is dao en Saut in de Wöiste,
un gröine Palmen wasset üm den Saut,
un mollige Weiwer rekelt sick
in den schattigen Schatten.

Äis wenn du dat Wiarks
den Lektor wiss,
stellt sick harout
de Fata Morgana.

Ein Gedicht über das Wagnis des Schreibens, ein ‚Gedicht im Gedicht‘ sozusagen. Es beschwört die Macht der Phantasie, weiß aber auch um die Gefahr der Selbsttäuschung. Hintersinnig wird der Lektor als Vertreter des Literaturbetriebs mit ins Spiel gebracht. Er entscheidet über Glück und Gelingen des Schreibens, schickt den Autor vielleicht wieder zurück ‚in die Wüste‘.

Ein leeres Blatt, unfruchtbar wie die Wüste, wird zum Schreibenlaß. Wenige Zeilen entwerfen ein sinnenfrohes Oasenbild fast ländlicher Idylle, freilich exotisch verfremdet. Für das lyrische Ich ist der Einfall, ist die Fiktion zur verdichteten Wirklichkeit geworden, was sprachlich durch Wiederholungen („Saut . . . Saut“, „schattigen Schatten“) verstärkt wird. Gleichzeitig weiß es aber auch, daß die zur Kunst gewordene Sinnestäuschung in den Augen anderer zur bloßen „Fata Morgana“ in alltagssprachlicher Bedeutung degradiert werden kann. Dies deutet sich durch den Wechsel von Perspektive und Sprechhaltung im dritten Abschnitt und in der relativierenden Bezeichnung des Geschriebenen als „dat Wiarks“ („die Sachen“) an.

Der eigentümliche Kontrast zwischen den konnotativ aufgeladenen Begriffen der Hochsprache (Oase, Fata Morgana) und der sinnlich-konkreten Mundart macht den Reiz dieses Textes aus, der Autor wie Leser gleichermaßen dazu einlädt, über den Sinn

¹² Vgl. Ulf Bichel in: Quickborn 64 (1974) S. 73–76.

¹³ Fernand Hoffmann: Ein Westfale auf den Spuren von J.P. Hebel und Jeremias Gotthelf. Zu „Appelbaumchaussee oder Geschichten vom Großundstarkwerden“. In: Quickborn 73 (1983) S. 295–301, Zitate S. 296 und 298.

des Schreibens (und des Lesens), über das Sich-Einlassen mit der Fiktion nachzudenken. Der Dialekt ist hier ebenso Medium der Selbstreflexion wie in:

MIDLIFE

He ging dör de Straotens
un saoh sick nich äinmoll ümme
na en Fraumensch.
Komisch, dach he,
fröiher kaimen mi doch
immer genoug inne möite,
de ik wull
leihen mocht he.
Schade, sägg he,
dat richtig schöne Fraulöie
immer sältener wärd.
Et is nich mä to üawersäihen:
Et gäiht birgaff met de Welt.

Probleme alltäglicher Lebenserfahrung, des Älterwerdens, sind hier aus einer eingeschränkten Perspektive artikuliert. Eigenes Verhalten und subjektive Weltsicht stehen in komischem Kontrast zu dem, was dem lyrischen Ich ‚objektiv‘ begegnet. Die Veränderung im Wahrnehmungsvermögen, die ‚Unlust‘ werden dem Wahrgenommenen, ja der ‚Welt‘ angelastet, was sich in der pointierten Schlußzeile zum komisch-misanthropischen Konflikt steigert.

Der Gedicht-Titel – ein zum Modewort gewordener Begriff der Alltagssprache – wirkt ironisch und antizipierend; Lebensgeschichte und Reflexion in der Mundart machen das zunächst im ‚leeren‘ Begriff nur Angekündigte anschaulich und konkret. Der von der „Midlife“-Krise Betroffene ist so in seine gegenüber früher veränderte Lage verstrickt, daß sein Alltagsverhalten gegenüber dem anderen Geschlecht radikal beeinträchtigt ist. Er will nicht wahrhaben, daß dies mit ihm zu tun hat, daß er sich verändert hat, und verdrängt seine Lustlosigkeit. Der Dialekt verstärkt den Unterschied zwischen Innen- und Außensicht, erhöht die psychologische Glaubwürdigkeit des ‚Schicksals‘ und steigert in der ‚umgedrehten‘ Schlußfolgerung den komischen Kontrast für den Leser, der betroffen und zugleich auf heitere Weise nachdenklich gemacht wird.

Diese Offenheit für den Leser zeichnet auch das dritte Beispiel aus:

RIETE INT MÖIERWARK

En Hous häw ik bogget.
De Teiknung was gout,
un de Müarkers sächen ‚Maket wi‘
un setten Stäin up Stäin.
Un de Klang von de Kellen
was wi Säißendengeln in de Sumerteit.

Schön häff dat klungen,
un gout saoh dat out,
äs et färrig was,
fast un stabil saoh dat out
van bouten.

Äs ik intaogen was,
haor ik en Knietern in de Wänne,
nachts wenn die Kinner schläipen,
un ik saoh Riete int Möierwiark wassen,
wenn de Kinner schläipen.

Fast un stabil
söiht dat immer na out
van bouten.

Der erste Abschnitt hat „Erzählgedicht“-Charakter und besticht durch Einfachheit und Anschaulichkeit. Er nennt nur das Wichtigste, semantisch und syntaktisch, z. T. formelhaft („Maket wi“, „Stäin up Stäin“, „fast un stabil“), bezieht aber irgendwie schon den vorausdeutenden Titel „Riete int Möierwiark“ mit ein, z. B. durch das Erzähltempus der Vergangenheit verstärkt. Die lyrische Achse des ersten Abschnitts „Un de Klang von de Kellen / was wi Säißendengeln in de Summerteit“ läßt den Hausbau als eine der Landbestellung vergleichbare primäre und ‚einfache‘ menschliche Handlung von symbolischer Bedeutung erscheinen. Das ästhetische Klangbild kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es nicht nur die schöne Außenseite des Hauses gibt. Ein Haus ist erst Wohnung, wenn menschliches Leben darin ist. Das ‚Innenleben‘ verändert.

Dem ‚bezaubernden‘ Klang der Kellen korrespondiert im zweiten Abschnitt kontrastierend das „Knietern in de Wänne“. Dem fruchtbaren Wachstum der Natur, an das die Sommersensen erinnern, und dem ‚Wachsen‘ des Hauses („Stäin up Stäin“) wird nun das ‚Wachsen‘ der Risse im Mauerwerk entgegengesetzt. Die Wiederholung der dritten in der fünften Zeile verstärkt das geheimnisvolle Geschehen, dessen Ursache unerwähnt bleibt, das den Leser auf die Spannung zwischen ‚Außen‘ und ‚Innen‘ lenkt. Die Schlußzeilen unterstreichen dies noch, indem sie die letzten Zeilen des ersten Abschnitts wiederaufnehmen, variieren und ins Präsens transponieren („söiht dat immer na out“).

Der Darstellung von Innen und Außen korrespondiert die zwischen Innen- und Außensicht, zwischen Lebensplanung und subjektiver Wahrnehmung. Das lyrische Ich nimmt die Veränderung, die drohende Gefahr wahr, während die Kinder noch im Schutz des Hauses schlafen. Tageszeit-Motiv („Ungewißheit der Nacht“), Haus-Symbolik („Schutz“, ‚Sicherheit‘, ‚Lebensgrund‘) und Kinder-Motiv (Moment des Wachsens und Beschütztwerdens, der Veränderung) geben in ihrer Verknüpfung dem Leser Deutungs-Signale für den offenen Schluß, der als ‚Warn-Utopie‘ gelesen werden kann.

Auf den Doppelsinn von ‚Veränderung‘ in der Lyrik Johannimlohs, „zwischen dem, was sich in einem Menschen tut, und was sich in der Wirklichkeit tut“, d. h. auf die

Differenz zwischen objektiver Bedeutung und subjektiver Erfahrung, hat bereits Jochen Schütt hingewiesen.¹⁴

Daß die Mundart befähigt ist, nicht nur auf den ‚Riß in der Welt‘ aufmerksam zu machen, sondern auch tiefgründig Alltagsschicksal auszuloten vermag, zeigt:

BIS DE DAG KAMM

Ähr dat he schlaopen ging,
ha he immer dräimoal naohsäihen,
of de Gashahn ok tou was,
bis dann de Dag kamm,
wo he den Gashahn laosmäik,
ähr dat he schlaopen ging.
Un käiner ha miarket,
dat sick wat ännert ha.

Sicherheit, ja Routine einer Alltagshandlung schlägt von einem Tag auf den anderen in Flucht aus dem Leben um. Ähnlich rätselhaft wie in „Riete int Möierwiark“ bricht plötzlich Zerstörung herein. So selbstverständlich, wie der Gashahn dreimal kontrolliert wurde, wird er eines Tages zum letztenmal geöffnet; aus ruhigem Schlaf wird ewiger Schlaf. Die Schlußzeilen deuten Hintergrund und Abgründe an – Einsamkeit und Isolation –, zugleich rücken sie durch die Formulierung „dat sick wat ännert ha“ das Einzelschicksal in die Nähe allgemeingültiger Aussage. Diejenigen, die nichts bemerkt haben, müßten betroffen sein, sie müßten sich ändern, dann würde sich auch ‚etwas‘ ändern. Auch hier finden wir den bereits hervorgehobenen Doppelsinn von ‚Veränderung‘, basierend auf dem Wechsel von Innen- und Außenperspektive; er gibt dem Schluß einen Zug von „schwarzem Humor“. Die Mundart drückt die komplizierte Wechselbeziehung knapp, einfach und eindringlich aus. Innenwelt und Außenwelt verbinden sich erst in der Perspektive des Lesers.

Eine Verbindung von Innen- und Außensicht, Nah- und Fernwelt finden wir auch im letzten Beispiel:

WÄG ANN HIEMEL

De dao baoben met den Sülwervugel fläiget
un den Wäg ann Hiemel schreiwet
na annerwägens hen,
se keiket herunner
up din Hous inn Appelgaoren,
wi du harupkickst
na den witten Striek.

Das „Hous inn Appelgaoren“ ist ein – fast zu idyllisches – Bild alltäglicher Nahwelt, das den Leser miteinbezieht. Auch die Passagiere im Flugzeug gehören zum Alltag. Von oben wie von unten – aus Menschen- wie aus Vogel-Perspektive – nimmt sich die

¹⁴ Vgl. Schütt 1979 (Anm. 6), S. 3f.

Welt poetisch aus, und die Blicke kreuzen sich irgendwo zwischen Himmel und Erde. Der Blick von oben zeigt „Miniaturen“, eine begrenzte Welt, der nach oben Wege ins scheinbar Unendliche, in die Ferne und Fremde. Doch oben wie unten sind es „Wege“, die Häuser, Orte, Länder und Menschen miteinander verbinden („annerwägens hen“). Die Dialektik von Ruhe und Bewegung, Nah- und Fernwelt, Heimat und Fremde verhindert den Eindruck ‚falscher‘ Idylle.

Norbert Johannimlohs neue Gedichte zeichnen sich durch die Haltung der Nachdenklichkeit aus, die sie vom Leser fordern. Sie wird erreicht durch Konzentration und Knappheit der Aussage, wobei bildkräftige und lebensdeutende Situationen wie Konstellationen die dialektische Verbindung von Realität und subjektiver Wahrnehmung, Nähe und Ferne, menschlicher Tiefenschicht und oberflächlichem Alltagshandeln veranschaulichen. Momentaufnahmen menschlicher Psyche vermitteln gerade durch die Sprache der Mundart Glück und Gefährdung des Lebens.

Die Texte sind nicht auf bestimmte Gedichttypologien festzulegen; ihre Schreibart entwickelt sich aus der schöpferischen Begegnung von Dialekt und Hochsprache, wobei die Veränderung des Dialekts in der modernen Gesellschaft registriert und reflektiert wird. So wird ein feines Gespür für Verlust und Wandel von Bedeutungen entwickelt, und der Dialekt entdeckt den Doppelsinn von Wörtern und Vorstellungen.

Siegfried Kessemeier wird bei Hoffmann/Berlinger u. a. das Verdienst zugesprochen, den Anschluß der Dialektlyrik an die konkrete bzw. experimentelle Poesie hergestellt zu haben, zugleich zeige sich „nervöser Impressionismus“ und Gesellschaftskritik.¹⁵ Wird mit dieser Einschätzung der Autor nicht schon festgelegt, sein Verhältnis zu den Ausdrucksmöglichkeiten des Dialekts einseitig gewertet? Betrachten wir zunächst zwei Beispiele neuer Texte von Kessemeier, um diese Frage zu beantworten.

unner
brumstertenstruikern
verkruopen
resten in me
schaut van läöf
sieker
fär men näo
blieket de ruien

Auf den ersten Blick ein „Naturgedicht“ wie auch das folgende:

imme stillen owend
häoge de hiemel
un duistert all
siusset de schwalen
schrell ümmet hius
raipet hoi un
vergohn un
de owende gisteren
vergohn

¹⁵ Vgl. Hoffmann/Berlinger (Anm. 1), S. 312 und 315 f. – Interview mit Johannimloh (Anm. 6), S. 56 f.

Sageformen dem Dialektgedicht neue Schreibweisen zu gewinnen, die vom Privaten ins Gesellschaftliche vorstoßen.

Jochen Schütt schrieb 1975, Norbert Johannimloh habe Gedichte veröffentlicht, „die mit einem gewissen Recht kritisch genannt werden können, aber bei ihm herrscht eine stark persönlich geprägte Perspektive vor, die der Reflexion auf gesellschaftlich relevante Tatbestände und Verhaltensweisen wenig Raum läßt.“¹⁷ In den neuen Texten ist dies anders, wie Schütt selbst vier Jahre später feststellt.¹⁸ Falsch wäre es aber, Johannimloh und Kessemeier auf Sozialkritik festzulegen und darin die Modernität und besondere Qualität ihrer Gedichte zu sehen. Vielmehr ist ihre Leistung in der Erneuerung des Dialekts als Literatursprache hervorzuheben, z. B. durch Anknüpfen an verschüttete oder ‚verbrauchte‘ Mittel und Stile – etwa Formen sprachlicher und poetischer Distanzierung – und Wiedergewinnung aus volkstümlichen Redensarten und Spruchweisheiten, die ironisch gebrochen werden. Der teilweise epigrammatische Stil erfordert freilich genaues Lesen und Aufeinanderbeziehen der Zeilenaussagen, die mit einem wachen, sprachsensiblen Leser rechnen, jedoch sich keineswegs wie ‚dunkle Lyrik‘ abschließen. Die Frage nach eventuellen niederdeutschen oder hochsprachlichen Vorbildern verstellt, wie schon gesagt, mehr den Blick auf die Gedichte von Johannimloh und Kessemeier, als daß sie Lesehilfen böte. Dies gilt auch für den Vergleich mit der ‚Leistung‘ des Dialekts als Literatursprache in anderen Regionen. Beim Lesen ergibt sich gerade das scheinbar Paradoxe, daß die überregionale Bedeutung der lyrischen Texte beider Autoren letztlich in der Bindung an die Region und in der schöpferischen sprach- und traditionskritischen Auseinandersetzung mit ihr zu suchen ist. In der Art dieser Auseinandersetzung und im Finden eines eigenen Stils liegen die Unterschiede zwischen beiden.

¹⁷ Schütt 1975 (Anm. 6), S. 208.

¹⁸ Schütt 1979 (Anm. 6), S. 9.